

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 14.

Samstag, den 17. Januar.

1925.

Die Schicksalsstunde.

Roman von Marie Bernbard.

(29. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Doch, doch, mein Klärchen!“ Frau Olga legte den Arm um die weinende Frau. „Ich kann mich nur zu gut in Ihre Lage hineinversetzen.“

„Ach, Sie!“ rief die Pfarrfrau vorwurfsvoll. „Ich gönne Ihnen das Beste und Schönste auf dieser Welt, aber nehmen Sie es mir nicht übel, Sie haben klug reden, Liebste! Haben Ihren Peter, haben die Lydia, die Ihnen doch sicher noch wochenlang in Wittenberge bleiben —“

Sie kam nicht weiter, da sie Frau Olgas bekümmertes Kopfschütteln gewahrte. „Ja — was ist denn? Warum redet keiner? Nein, beste Olga, Sie wissen, ich kann es einfach nicht ertragen, wenn Sie ein trauriges Gesicht machen, Sie, die Sie das beste Los auf Erden verdienen. Peter, wenn du jetzt nicht den Mund aufstutzt und gibst mir Bescheid, ich kündige dir Patenschaft und Duzkomment und alles!“

„Ich tu' ihn schon auf, Tante Klärchen! Bei uns hat sich dieselbe Katastrophe abgespielt, wie bei euch! Lydia muß fort — und ich auch!“

„Und auch schon so bald?“

„Spätestens übermorgen.“

„Aber um Gotteswillen — warum in aller Welt?“

„Lydia hat wichtige Besprechungen mit ihrem Intendanten wegen eines Gastspiels in Wiesbaden.“

„Run, und du?“

„Und ich“ — Peter zögerte, Umwege und Ausreden waren ihm verhaßt — „ich habe ebenfalls meine Gründe — die will ich meiner Mutter sagen, wenn sie sie nicht schon weiß.“

Die Pfarrfrau schlug die Hände zusammen, daß es schallte.

„Ja, ist denn hier in Wittenberge eine Me-epidemie ausgebrochen, daß ihr alle miteinander auf- und davongehen wollt? Fünf Menschen kommen von weither angereist, nein, sechs, denn Sophie zählt auch dazu! — und ehe man recht dazu kommt, sich zu freuen, ist die ganze Herrlichkeit schon wieder vorbei. All meine schönen Pläne sind mir verhaselt. Aber das Gartenfest, Frau Olga, worauf ich mich so verspißt hatte, geht uns denn das nun auch flöten?“

„Nein, nein, Frau Klärchen, wir können es morgen geben, wenn Ihnen so viel daran liegt.“

„Natürlich liegt mir viel daran — Ihnen etwa nicht? Einen schönen letzten Eindruck müssen unsere Ausreißer doch wenigstens von Wittenberge mitnehmen! Ach Gott, nein, nein, ich freue mich auch in meinem ganzen Leben auf nichts mehr, darauf könnt ihr euch verlassen.“

„Klärchen, das bringen Sie ja doch nicht fertig, und wir wollen froh sein, daß Sie es nicht können.“

„Man soll nichts verschwören, und mein guter Mann hat auch schon immer gesagt: Frauchen, du bist ein unverbesserlicher Optimist! Aber diese überstürzte Abreise macht mich ganz krank. Wenn ich bloß wüßte, was dahinter steht.“

Hierauf schwiegen alle; aber mit Ausnahme von Sophie sah jeder von ihnen in seines Geistes Auge ein

liebreizendes blondes Köpfschen vor sich — dem Engel vergleichbar, der die Menschen aus dem Paradiese treibt.

XV.

Es hatte niemand recht Lust zu dem Gartenfest, das Frau Olga auf Wunsch ihrer guten Freundin in aller Eile improvisierte, aber keiner wollte es die anderen merken lassen und jeder tat, als ob er sich freute.

Abschied — Abschied — schlimmes Wort! Es hängt dem Aufschwung der Seele Bleigewichte an, es lähmt die Tatkraft, trübt die Stimmung, schafft ein Zerrbild vom Leben. Man zwingt sich, froh zu sein, möchte allerlei sagen und fragen, vergißt die Hälfte, möchte zuguterlekt einen recht günstigen Eindruck hinterlassen und bringt das Gegenteil zustande, ist halb hier und halb dort und hat für beides doch wieder nur das halbe Interesse — die Abschiedsstimmung schafft Zwiespalt und tötet jeden Genuß.

Einzig Sophie gab sich rücksichtslos, mit ungeteiltem Herzen ihrem Kummer hin. Sie packte unter Tränen ihre Koffer, die sie mit so freudigem Herzen in München im „Hause der Mitmenschen“ gefüllt hatte, sie kam mit verweinten Augen zum Vorschein und nahm die wirtschaftlichen Pflichten, die dieser letzte Tag in Wittenberge und das Gartenfest ihr brachte, tapfer auf sich. Dazwischen aber rasonierte sie auf Gott und die ganze Welt und hatte sich's nicht versagen können, Peter den Vorwurf zu machen: „Den Gram hätten Sie Ihrer Mutter doch ersparen können, Herr Peter! Wenn ich schon weg muß wegen Fräulein Lydia, und weil sie doch nun mal fürs Theater verpflichtet ist . . . Sie brauchen doch nicht weg und Kummer bereiten ist doch sonst auch nicht Ihr Fall!“

Nein, Peter „brauchte nicht weg“, zumal er doch nur wußte, daß alle abreißen würden — aber hier die süßen und hellen Frühlingsnächte voll Blütenduft, Nachtigallengesang und Meeresrauschen — die waren ein gefährliches Gift für ihn, das wußte er wohl. Und wenn es einsam um ihn wurde und er konnte ungehindert den Träumen nachhängen, wie alles hätte werden können und daß es vielleicht, vielleicht ein Glück für ihn hätte geben können, so überschwänglich schön, daß es wie gar nicht von dieser Erde schien, dann war es ihm, als sei sein Herz nicht stark genug, dies zu ertragen. Darum hinein in die Arbeit, hinein in die Großstadt mit ihrem Treiben und Hasten und Tagen, und wenn auch sie dort wehte — die Riesengroßstadt war so gewaltig, die Kreise berührten einander so gar nicht — er würde sie nie, nie wiedersehen. Er wollte es auch nicht, trotzdem er heißes Sehnen ihm im Blute lag und er meinte, es kaum ertragen zu können, das süße Blumenparfüm, das es ihm angetan, entbehren zu sollen. Aber hier bleib er und mit der Mutter sich aussprechen — er vermochte es nicht. Wieder aber die stumme Frage, das tiefe Mitleidsgefühl in ihren lieben Augen lesen und sich nicht aussprechen — das vermochte er ebensowenig.

So kam der Nachmittag heran, und ein paar Wagen mit Gästen, benachbarten Gutsbesitzern, die eine eifrig

Einladung erhalten hatten, fuhren beim Wohnhaus in Wittenberge vor. Es gab ein großes Verwundern und Fragen, als man erfuhr, was diese plötzliche Einladung zu bedeuten hatte, und Ausrufe, wie: „Ist es möglich — zum letztenmal?“ „Aber warum denn?“ „Wie ist das so rasch gekommen?“ „Das dürfte man gar nicht zulassen!“ Schwirrte nur so durch die Luft. Ein paar Damen, die mit ganz besonders feinen Tastorganen ausgestattet waren, witterten denn auch so etwas wie ein Drama unter diesem „Massenaufbruch“, wie man scherzhaft bemerkte — die allgemeine Neugier konzentrierte sich aber keineswegs auf Gabriele, die zählte ja doch nicht mehr mit, die war versorgt und aufgehoben. Man rätselte vielmehr in aller Stille an Lydia herum.

Lydia: Sie war doch allen von jeher besonders interessant gewesen, hatte immer etwas von einer Sphinx gehabt, die einem zu raten aufgab. Sicher, sicher, das „Drama“ hing irgendwie mit Lydia zusammen. Aber sie würde ja nichts verraten — bewahre! Als Kind schon hatte man es nicht fertig gebracht, sie kennen zu lernen; sie gab sich nun einmal nicht, trotzdem sie weder unhöflich noch manierlos war. Selbst Frau Olga hatte auf direktes Befragen zugeben müssen, daß auch sie nicht den Schlüssel zu Lydias innerstem Wesen besitze. Das erregte natürlich allgemeine Entrüstung. „In all den Jahren — ich bitte Sie! Und eine so wundervolle Frau wie unsere liebe Burckardt!“

Partien mußte sie, ein so schönes Mädchen mit so brillanten Einnahmen, genug machen können. Die Damen forschten Sophie ein bißchen aus. Diese lachte und gab es ohne weiteres zu. Aber natürlich! Und was für Partien! Die reichste Finanz und der höchste Adel — sogar ein regierender Fürst sei darunter, der wollte sie sich an die linke Hand antrauen lassen. Aber nein — nicht rühr' an! Weder für die rechte noch für die linke Hand sei ihr Fräulein zu haben, die liebe bloß ihre Kunst und ihr Theater, und die gesamte Männerwelt sei Lust für sie. Das wollte nun niemand recht glauben — wenn nur erst der Rechte käme, würde es schon anders werden! Dazu schwieg Sophie und zuckte die Achseln.

Ein Gewitter lag in der Luft — nicht nur bildlich gesprochen. Am lichten Frühlingshimmel zog es herauf in ganzen Wellengeschwadern — phantastische Gebilde türmten sich übereinander und dekten für kurze Zeit die Sonne zu, die sich wie erschrocken unter ihnen verbarg. Fürs erste aber wollte sie Siegerin sein — immer wieder leuchtete ihr Strahlenantlitz aus den dunklen Florszen hervor, warf lange goldene Speere zwischen die heranziehenden Wolkenmassen und holte sich hier und da, wie zum Trost, ein Stückchen Himmelsblau herbei, das sich zwischen den rasch näherzrückenden Heerscharen wie verloren tummelte. Schwer lastete die Luft, und die See, die all diese Tage wie in lächelnder Unschuld dagelegen und ihre weißen „Schwänchen“ in dem lichten Blau ans Ufer getragen hatte, begann sich dunkler zu färben und holte tiefer Atem.

Man schlenderte, nach ausgiebig genossenem Kaffee, in Gruppen im Garten umher. Nur wenige wagten sich bis zur See, man wollte sich nicht zu weit vom Hause entfernen. Dann und wann strich ein schwüler Wind wie mit heißer Hand über die Kronen der Bäume hin — dann taumelten tausend und abertausend von Blüten zur Erde hinab. Ihre Zeit war längst gekommen; nun gab es das große Blütensterben, das immer so traurig wirkt. Die ganzen Parkwege, die Wiesen, die Abhänge, die Blumenbeete — alles war mit flodrigem weißen Schaum bedeckt, und an den rasch sich lichternden Obstbäumen schaute schüchtern das junge Grün der Blätter hervor.

Jemand aus der Gesellschaft hatte gesagt: „Es sind zwei Königinnen hier vertreten — eine Malkönigin und eine Schneekönigin!“ Das Wort hatte rasch die Runde gemacht — es war auch zu verführerisch, die beiden so grundverschieden, jede in ihrer Art so schönen Erscheinungen, Lydia und Gabriele, miteinander zu vergleichen und gegeneinander auszuspielen.

(Fortsetzung folgt.)

Wege.

Von Heinrich Reiss.

Alles Leben ist Weg. Unaufhaltbar vorwärts treibt die Wanderung. Sei es auf breiter Straße von Ansehen, Ehre und Bedeutung, eingehüllt in die Blide der Vielen, rinasum Schauenden sei es auf schmalen und geheimen Pfaden des stillen Selbstgenügens und der ruhigen Zufriedenheit. Vielleicht trägt der Wanderer, dahinschreitend, sein Ziel klar in den Blick gespannt, vielleicht erahnt er es erst in dämmeriger Ferne, nimmt die Richtung ihm entgegen durch unbekannte Nebelland und vertraut sich der Führerschaft seiner Gedanken und Wünsche.

Vielfältig verschieden scheinen die Wege den tastenden Augen. Vielfältig wiegeln sie sich im Gehirn mit immer neuen, wunderbar wechselnden Bildern. Ihr Lauf ist doch eingezwungen in vorgemessene und uralte Bahn; immer, so unähnlich sie einander sein mögen, kreuzen sich die Wege irgend wann einmal, immer durchschneiden sie die gleichen Stationen: Von Reife und Tat, Freude, Sorge, Not und Schuld, von Glück, Erfüllung und Ende. Das ganze Rätsel von Lebensmöglichkeiten, uns annuetend wie ein Netzwerk wirr verquerrter Wege, läuft geordnet durch die einsia gewaltige und waltende Hand des Schicksals. Alle Wege sind unendlich. Anfang und Ende haben wir erst hinauerdacht aus dem Wissen der Sterblichen, indem wir die Unendlichkeit des Lebens gleich unserem kleinen Sein einbannen in eine Begrenztheit zwischen Geburt und Tod.

Da wir unser Leben beginnen, meinen wir, alscham in unberührter, niebetretener Fremde zu sein, darin jeder Eindruck, jedes neue Geschehen uns annuetet wie ein Wunder. Und dieses Land, uns selber unbekannt, war durchwandert von zahllosen Geschlechtern vor uns und wird, wenn auch wir hinburdschritten, frisch und unberührt sich hinbreiten vor dem Fuß der Jugend, die nach uns kommt.

Unzählige nahmen den Weg zum gleichen Ziel. Unzählige werden folgen. Neu und eigen sind die Eindrücke allein, die der Wanderer am Bearand sich pflückt, wie reife und köstliche Früchte. Gewinn des Wanderns wird Erfahrung; alschwie Leute, die weit in der Welt herumgekommen sind, rückschauend im Alter sich an Erinnerungen wärmen und von Gelebtem und Erlebtem viel zu berichten wissen. Eines jeden Wille und Freiheit ist es, von den Bildern und Gedanken seines Weges aufzuraffen, in sich zu bewahren, welche immer er wählt. Und sein Weg wird im Gedanken ihm vor Augen sein nach Art der Bilder, die sein rückgewandtes Schauen erneuert.

Da sind Möglichkeiten ohne Zahl: Kraft und Reiz, Muth und Wille benützt zu Ehrgeiz, Geschäft, Gewinn. Arbeitswege durchstreifen die Nüchternheit staubrauer Straßen unter greller Sonne. Hoffnung und zielwiltende Sicherheit leuchtet dem Wanderer voran, spornet den unermüdblichen Schritt. Durch üppige Wälder, vorbei an Wunderwerken der Natur in Lichtstrahlen oder Mondsilber führen Traumpfade, Wege der Phantasie in trauriger Vericknortelung. Dem Träumer wie dem mühsigen Spaziergänger ist nicht das Ziel wesentlich, sondern die Schönheit des Weges. Die Gegenwart allein erfüllt ihn, er rafft sie ein mit gleriaem Genießen. Jugend ist frisches und neugierig-erregtes Vorwärtsseilen, alle Offenbarung wird zum Wunder. Gekrümmtes Alter schleppt sich unter Not und Zwang mit mühsamem Tappen der Fülle. Und einmal von allen genommen, kommt der letzte Weg durch das Schweigen feierlicher Zypressen: die düsterrote Mauer des Friedhofes, die Namen der vielen Vorangegangenen umsäumen den Pfad. Tagmüde gehen ein zur Ruhe einer langen Nacht. Das Ziel ihres Seins ist erreicht. Und menschliche Gedanken greifen doch über den Tod hinaus, neue Wege zu suchen im Unbekannten, das nimmer sich dem entrückt, der noch die Fleischhülle des Leibes trägt. Wir wissen nur oder ahnen doch, daß es im großen Sein der Welt kein Ende gibt. Wohin der Weg noch führt, ob in Dunkel oder in helleres Licht, ob verthebende und erlösende Liebe irrendwo vielleicht die vielen, durcheinanderkreuzenden Irrwege des Lebens erwirrt und schlichtet: Wie sollte Menschenluheit das Unbekannte durchbellen, das unter den Schleiern ewiger Geheimnisse träumt, ein fremd verborgener Weg in mondloser Wollennacht.

Was man so denkt.

Von M. A. v. Bürgendorff.

Eigener Sinn ist schön, aber man soll ihn nicht zum Eigensinn umzuchten.

Nur der Große erkennt, wie klein er ist, wie denn auch nur kleine Menschen an Größenwahn leiden.

Manchmal sagen uns die Lügen eines Menschen mehr als seine Wahrheiten.

Viele Rathschläge machen ratlos.

Wahre Lebenskunst besteht sehr oft nur in der Fähigkeit rechtzeitigen Vergessens.

Mit dem Maharadscha auf der Jagd.

Auf dem Rücken des Elefanten. — Gefährlicher Sport. —
Saubah und Kallensbeise in Indiens Steppen.

Treibjagden auf Wildschweine zählen zu den beliebtesten Veranstaltungen, die die indischen Nabobs ihren Standesgenossen und ausländischen Gästen im Brunstrahmen echt orientalischer Märchenpracht zu bieten pflegen. Das fesselnde Bild einer solchen zeichnet Mario Appellius, der als Gast des Maharadscha von Capurthala als Augenzeuge einer dieser exotischen Treibjagden bewohnte, im „Boscolo d'Italia“. Nach viertelstündiger Fahrt im Renntempo hält das Auto im Hof des fürstlichen Jagdschlösschens, das sich der Herrscher von Capurthala im Brunstital Ludwigs XIV. mitten in der asiatischen Steppe hat erbauen lassen. Hier warten die Elefanten mit dem laminierten Sattelschorn, die Pferde mit wehen dem Federbusch, die Treiber, die Diener mit riesigen Sonnenschirmen, Faniarenbläser, Stallknechte und Lakaien aller Art. Es ist ein Gewirr von Federbüschen, Turbanen, Driflammen und ein Tuhwabobu unrubiaer Bierfächer, aus dem das Wiehern der Pferde, das Trompeten der Elefanten, das Klingeln der Glöckchen und das Rasseln der Trommeln herausklingt. Von allen Seiten fahren die Luxusautomobile heran, denen Märchenprinzen in farmoisinroten Samtgewändern, den rosafarbenen Turban auf dem Kopf und mit dem juwelengeschmückten Gürtel entsteigen. Die Jagdbläser stimmen einen kriegerischen Marsch an. Die Elefanten lassen sich auf die Knie nieder, um Herren und Gästen den Aufstieg auf den Sattelschorn zu erleichtern. Dann setzt sich der mittelalterliche Saadzug in Bewegung. Die Haupttruppe bilden dreizehn Elefanten, die majestätisch durch das immer höher werdende Gras stapfen. Auf beiden Flügeln reiten dreißig Kavaliere, in einem Kreis, der sich immer mehr erweitert. Weitere zwanzig Reiter galoppieren als Treiber an der Spitze und verschwinden in dem manns hohen Gras. Drei enalische Offiziere, die sich den berittenen Treibern angeschlossen haben, sind mit dem indischen Fangeisen, der alten Saufeder, ausgerüstet, die für das „Bistiding“ bestimmt ist. Bistiding ist der Nahkampf mit dem Wildschwein, der reich an Aufregungen ist und lange Übung erfordert, wenn er nicht einen tragischen Ausgang nehmen soll. Denn das Wildschwein der indischen Grassteppe ist ein recht ungemütlicher Geselle. Es weicht zwar dem Jäger aus; wird es aber gestellt, so geht es sofort zum Angriff über. Es ist dies der dramatische Augenblick der Jagd, weil sich gewöhnlich das Wild in seiner Todesangst hoch aufbäumt und den Reiter aus dem Sattel schleudert; ja, selbst der Elefant verweigert in dieser gefährlichen Lage oft den Gehorsam. Dem Jäger bleibt dann nichts weiter übrig, als dem verfolgten Tier entgegenzutreten, um es auf die Saufeder aufzulassen zu lassen. Der Blick des wütenden Ebers ist für Menschen und Pferde todbringend, wenn die Wunde nicht sofort ausgebrannt wird. Der Elefant ist zwar gegen das Gift immun, erleidet aber dabei einen Nervenschlag, der ihn im allgemeinen für die Jagd unbrauchbar macht.

Der Vormittag geht ohne Zwischenfälle vorüber; erst nach dem Frühstück wird die Jagd interessanter. Ein Enaländer hat bereits mit einem wohlgezielten Schuss einen Eber zur Strecke gebracht, und einer der jungen Fürstentöchter verfolgt auf dem Rücken eines grotesk galoppierenden Elefanten eine verwundete Antilope. Die Füße des Dichters stehen tiefe Furchen in den Steppenhoden, und wo er auftritt, erhebt sich das Gras nicht wieder. Gegen vier Uhr verkünden die Hörner das Nahen der Treiber, die eine Wildschweinherde vor sich herreiben. Elefanten und Pferde ordnen sich in bogenförmiger Aufstellung und bilden einen Kreis, der sich immer mehr verengt, so daß den obersten Tieren der Ausweg versperrt wird. Auf ein gegebenes Hornsignal aeben alle im Kreis stehenden Jäger gleichzeitig Feuer. Ein einziger Schuss von etwa zwanzig Schwestern ist der Salve entgangen. Es ist ein starker Eber, der in rasendem Anlauf die Reihe der Jäger durchbricht. Elefanten und Reiter nehmen sofort die Verfolgung auf; allen voran sprengt ein enalischer Offizier auf einem wundervollen Vollblut. Der kühne Jäger stellt dank der Schnelligkeit seines Pferdes auch den Eber, der sofort Reib macht und sich auf den Verfolger stürzt. Der erschreckte Gaul des Reiters steigt auf den Hinterbeinen hoch und biefet seinen Bauch den gefährlichen Stoßzähnen des Ebers; aber der Offizier hat sich blitzschnell halb aus dem Sattel aelken lassen; das wütende Tier rennt auf den vorgestreckten Stiel auf und wird so gestöbt. Es ist dies der klassische Moment des „Bistiding“, der alljährlich einem halben Duzend der Offiziere seiner Britischen Majestät das Leben kostet. Um den getöteten Eber sind die Elefanten versammelt, die ihrer Freude durch gelle Trompetentöne Ausdruck geben und mit der Grazie eines Tanzbären herumstampfen. Am Abend versammelt sich die Jagdgesellschaft zum opulenten Festessen im Speiselaal des Jagdschlösschens, dessen Tafel im Glanz des Silbers und kostbaren Kristalls strahlt. Europäische Diener in prunkvoller Livree und weißen Handschuhen walten unter der Leitung eines feinsten enalischen Hofmeisters ihres Amtes. Den Abend beschließt ein Konzert, dessen Programm von europäischer Musik bestritten wird, wobei auch die unvermeidlich Serenade von Tosselt nicht fehlt. Auf dem Nachhauseweg meines Schlafzimmers finde ich drei kleine Bücher: eine Beda, einen Koran und eine Bibel. Die Wände sind mit schönen holländischen Pastellbildern, einem napoleonischen Gemälde und alten indischen Kunststücken geschmückt. Ein herr-

liches Raschmirkissen trägt zwischen goldbestickten Arabesken in hindostanischer Sprache den Spruch: „Gastfreund, Gott wache über deiner Ruhe; für den Rest lerne ich.“

Als der Morgen heraufdämmt, sind wir schon wieder im Sattel; es folgt heute als zweiter Teil der Jagd eine Kallensbeise, ein Jagdvergnügen, das bei uns seit dem 18. Jahrhundert verschwunden ist, in Indien aber noch fleißig geübt wird. Während der Nacht sind von Labore noch weitere enalische Offiziere mit ihren Damen eingetroffen. Es sind etwa vierzig Jäger mit ledigen Dienern, die alle von dem Maharadscha gestellt sind. Auch die Pferde entstammen dem Marstall des Fürsten. Es sind teils reinblütige Araber mit langem Schweif und langer Mähne, teils enalisches Halbblut, denen Schweif und Mähne gestutzt sind. Die Kallensbeise wird in Capurthala sorgsam gepflegt, und die Fucht und Dressur des Maharadscha ist in ganz Indien berühmt. Die Kallens, die eine türkische Haube tragen, werden von den „Kallnern“ auf dem Knopf einer Lanze gehalten, an der sie mit einem Silberketten befestigt sind. Die Kallner stehen aufrechter auf den Elefanten, und wenn eine Beute in Sicht ist, so entfesseln sie den Kallner, betreten ihn von der augenblendenden Haube und lassen ihn mit dem lanzenförmigen Fuß „Kavub!“ in die Lüste. Hinter ihm galoppieren Pferde und Elefanten. Die englischen Amasonen in steifen Hütchen und enganliegenden dem Schneidverkleid, die englischen Offiziere in Abasi mit nackten Knien, die Maharadscha im Samtgewand, die Hindus mit Atlasmantel und Federkranz, die halbnackten Kallner auf den Elefanten mit den Kallern auf dem Kopf der goldschimmernden Lanze, die Treiber in himmelblauen Uniformen mit weißen Aufschlägen, das alles gibt ein eigenartiges Bild, in dem sich Mittelalter und Gegenwart zu einer großartigen Farbensinfonie vereinen.

„Kavub!“ Der Kallner steht hoch und bleich wie ein Schilfrohr auf dem Elefanten; einen Fuß hat er voraufgehoben und auf den Kopf des Dichters geklopft. Der gertenschlanke Körper neigt sich nach vorn und entfährt mit einem wilden Schrei den Raubvogel. Es scheint, als ob sich die Muskeln des Mannes straffen, um seine ganze Kraft auf die Flügel des Kallens zu übertragen. Geblendet von dem grellen Licht der Sonne zögert der Kallner einen Augenblick auf dem Lanzenenschaft. Aber es ist nur ein Augenblick. Seine starken Augen haben in der Ferne einen Reiter entdeckt, der über das Steppengras schwirrt. Der Kallner steigt gerade in die Höhe, wiegt sich einen Augenblick in der Luft und löst dann mit unfehlbarer Sicherheit auf den Reiter, den er mit den Krallen anklammert, um den Stelzvogel, den er in der Schwebe hält, mit in die Höhe zu nehmen. Die Kallner lassen es sich anlegen sein, das Geschrei des Kallens noch zu heiaern; zuweilen zieht man dem Kallner sogar noch Fingerlinge aus hakenförmig gekrümmtem Stahl über die Krallen. Die Unendlichkeit des Raumes lockt den Kallner in die Freiheit; aber die Stimme des Herrn ruft ihn gebieterisch zum goldenen Käfig zurück. „Kavub!“ „Kavub!“ Der Raubvogel kehrt zu seinem Elefanten zurück, zu der vergoldeten Lanze, die in der Sonne funktelt, zu der Hand, die ihm das Fressen reicht und die ihn liebt. Nur ist dieser Rückflug langsam und entbehrt des Glanzes, es ist, als ob zwei widerwärtig streitende Kräfte den Rhythmus seiner Flügelschläge hemmen. Aber schließlich ist es der Mensch, der mit der Zauberwelt der Stimme über den Instinkt den Sieg davonträgt.

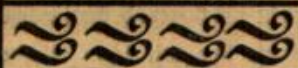
Scherz und Spott

Ein unbequemer Zeuge. Ein hoffnungsvoller Jüngling sollte in einer Gerichtsverhandlung als Zeuge vernommen werden. Der Anwalt fragte ihn: „Haben Sie eine Belästigung?“ — „Nein.“ — „Also Sie tun überhaupt nichts?“ — „Nein.“ — „Und was tut Ihr Vater?“ — „Auch nicht viel.“ — „Trägt er denn gar nichts zum Unterhalt der Familie bei?“ — „Wie es gerade trifft.“ — „Dann ist er also auch so ein Lausgenichts wie Sie, ein Tunichtgut und Lump!“ — „Fragen Sie ihn doch selber, da sitzt er, unter den Geschworenen!“ — Der Anwalt fragte nicht weiter. (The Christian Evangelist, St. Louis.)

Erleichtert. Wie verkauft ihr denn diese Apfel, mein Kind?“ — fragte der Tourist das kleine Mädchen des Hutmachers. — „Indem wir die groben oben drauf tun.“ (Eveningbode Magazine.)

Der „vertauschte“ Schirm. Es regnet auf der Straße in Strömen. Ein Herr, der ohne Schirm seiner Wege geht, sieht vor sich einen anderen gehen, den er für seinen Freund Jenkins hält und den er deshalb mit den Worten: „Hallo, gib mir sofort den Schirm!“ lordial in den Rücken lößt. Zu seinem Schrecken sieht er, daß der Mann, der sich auf die freundschaftliche Aufforderung umdreht, ein Fremder ist. Seine Verblüffung heiaert sich, als ihm der Mann mit allen Zeichen nervöser Erregung den Schirm einhändig und stottert: „Verzeihen Sie mir, ich — ich wußte nicht, daß er Ihnen gehört!“

Die gute Küche. Mein Gatte hat keine der üblichen männlichen Untugenden“, erklärte eine alljährliche Ebertray mit triumphierender Miene ihrer Freundin. „Er trinkt nicht und verbringt alle seine Abende zu Hause, da er Gott sei Dank, seinem Klub angehört.“ — „Raucht er auch nicht?“ — fragte die Freundin. — „Nur sehr mäßig“, war die Antwort. „wenn er gut geseift hat, pflegt er wohl eine Zigarre zu rauchen, aber ich glaube nicht, daß er es im Monat auf mehr als zwei Zigarren bringt.“

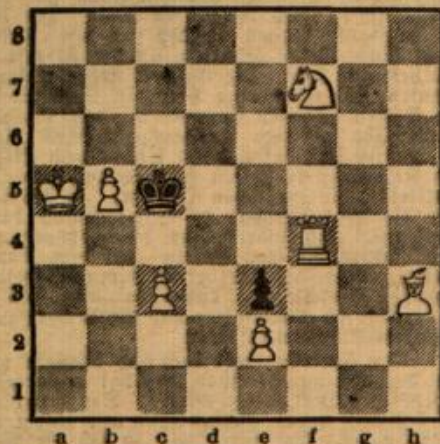


Schach



Bearbeitet von R. Wedesweiller.

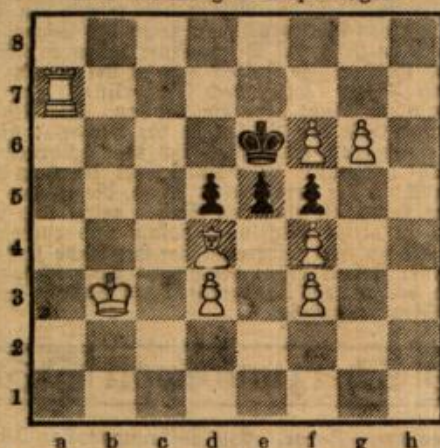
603. Johann Sehnlt in München.



Weiß: Ka5, Tf4, Lh3, Sf7, Bb5, c3, e2,
Schwarz: Kc5, Be3.

Matt in 3 Zügen.

604. R. Hoeg in Kopenhagen.



Weiß: Kb3, Ta7, Ld4, Bd3, f3, f4, f6, g6;
Schwarz: Kc6, Bd5, e5, f5.

Matt in 3 Zügen.

603. Dr. Tarrasch gerät über diese Aufgabe in Ekstase und schreibt: „Eine ganz prachtvolle Aufgabe, die auch ziemlich schwierig ist; sie wird wohl die Runde um die Welt machen.“ Aus der großen indischen Familie; der Sperrstein ist der König; Ben Akiba hat auch diesmal recht. — 604. Ein feines Bauernumwandlungsproblem; Achtung, Patti!

Lösungen der Weihnachts-Schachnüsse.

586. 1. Kb1 (leider geht auch Kb3), e4; 2. Le2; 3. e3+; 1.... Lxc6; 2. Df4+; 3. Lc4#. — 587. 1. Da8. — 588. 1. Tb7, Dg8; 2. Tb7, Dg7; 3. Kh5 und nun geht die D gegen einen T verloren. — 589. 1. Te8, g6; 2. Lf8, g5; 3. Te7, Kxe5; 4. Te4#. 1.... g5; 2. Le7, Ke5; 3. Lxg5+, Kd4; 4. Le3#. — 590. 1. a6, Lxd3; 2. a7, Le4+; 3. f3! Lxf3+; 4. Kxh2, d4; 5. Lh5; wenn 3.... Kxf3; dann Lg6 und beidemale folgt a8D. — 591. 1. Te5 (die Autorlösung! doch geht auch die fatale und banale Nebenlösung Sxe5+, Sxe5; Td4#. Wir rechnen beide Lösungen gleich; wer beide sendete erhielt einen Punkt mehr.) — 592. 1. Ld3, f3; 2. Lg5, fxe2; 3. f4#. — 593. 1. Kg3, d4; 2. Sfd6+, Ke5; 3. f4+; 1.... Kf5; 2. Lh7+, Kd6; 3. Sbd5+; 1.... Sa6; 2. Sd8+, Kf5; 3. Lh7+. — 594. 1. Ke6. — 595. 1. Db4. — 596. 1. Tg7, Kx; 2. Tg2+;

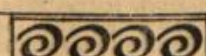
3. Ta2; 1.... Te1; 2. Tg1! beidemale gelingt es, den a-Bauern zur Dame zu führen. — 597. Da!.

Die Beteiligung an der Lösung der Weihnachts-Schachnüsse war überraschend und erfreulich; über 30 Sendungen aus Nah und Fern unterliegen der Prüfung und Wertung. Die nächste Nummer kann daher erst das Resultat bringen; also noch etwas Geduld. Schwierigkeit bei der Wertung machen die Löser, die für alle Aufgaben selbst Vierzüge und Endspiele, nur den Anfangszug als Lösung brachten; wenn dieser auch richtig ist, die volle Punktwertung kann nicht eintreten. Das Lösungsturnier brachte den Beweis, daß es der „Stillen im Schach“ doch eine große weitverstreute Gemeinde ist; sie einmal zusammenzurufen, war der Sinn der Weihnachts-Schachrätsel. Allen Dank, die gekommen sind, und der Ausdruck dieses Dankes sollen die Buchpreise sein, die den meisten Lösern werden können.

Berichtigung. Bei Partiestellung Nr. 289 ist die Forderung: Weiß zieht und setzt in 3 Zügen matt.



Rätsel



Silben-Rätsel.

Aus den Silben: al, bach, beau, bi, bon, burg, bus, ce, cha, co, dan, der, di, e, e, e, ef, en, en, eu, fant, fen, gam, gib, gie, ha, han, hunts, i, irr, jo, lai, land, le, le, le, lek, licht, ma, mae, nat, ne, ne, nes, neu, neun, ni, on, pe, ra, rau, rent, ri, rück, sa, sa, sard, schen, se, see, sor, te, ter, ter, tern, tö, tra sind 23 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen einen Spruch von Oskar Blumenthal ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Altdutschen Dichter, 2. Naturerscheinung, 3. Komponisten, 4. Evangelisten, 5. Dickhäuter, 6. Philosophen, 7. türkischen Titel, 8. Land in Afrika, 9. Stadt in Ostpreußen, 10. Muse, 11. australische Insel, 12. Wüste, 13. Reptil, 14. Gebirge, 15. Dichtungsart, 16. Raubvogel, 17. geheimnisvolles Wesen, 18. Vogel, 19. Affen, 20. Gestalt aus der griech. Mythologie, 21. italien. Stadt, 22. französ. Königin, 23. Baum.

Magisches Quadrat.

Die Buchstaben der Figur sind so zu ordnen, daß die wagerechten und entsprechenden senkrechten Reihen Wörter von nachstehender Bedeutung ergeben:

d	e	e	e
e	f	f	f
n	n	n	n
s	u	u	u

1. Gewürz,
2. Schlingpflanze,
3. einstellige Zahl,
4. Entdeckung.

Zitaten-Rätsel.

Aus je einem Wort der nachstehenden Zitate ist ein bekanntes Zitat von Goethe zu bilden:

1. Die linden Lüfte sind erwacht (Uhland).
2. Wo Natur in reinen Kreisen waltet (Goethe).
3. Ich weiß nicht was soll es bedeuten (Heine).
4. Allein das Weib bleibt stat auf seinem Sinn (Goethe).
5. O tu' ihm, was du kannst, zu lieb (Freiligrath).
6. Sie kämmt es mit goldenem Kamme (Heine).
7. Ich will von dir, was keine Zeit zerstört (Hoffmann von Fallersleben).

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 8:

Silben-Rätsel: 1. Walhalla, 2. Egmont, 3. Rubin, 4. Nicolai, 5. Italienisch, 6. Cheviot, 7. Texas, 8. Elektra, 9. Honolulu, 10. Rotkopf, 11. Ekkehardt, 12. Krone, 13. Einhufer, 14. Narew, 15. Nonne, 16. Triangel, 17. Hammerfest. Wer nicht Ehre kennt, hat nichts auf der Welt! — Silben-Versteckrätsel: Geduld erleichtert jede Last. — Scharade: Grasmücke.

Richtige Lösungen sandten ein: Else u. Hans Abraham, Helms Balling, Ernst Baumgarten, Else u. Wilh. Fuchs, Anton Guck, Erika u. Gertrud Madsack, Albert Müller, Walter u. Gertrud Schäfer, Edgar Schleyer, Fritz Steinhäuser, Walter Wirbelauer, sämtl. v. Wiesbaden; Erik u. Herti Müller, Emma Negles von Sonnenberg; Richard Merk von Bleibich u. Rh., Otto Prackel von Hahn u. T.